

Die Gelbe Post – die Schneckenpost

Warum ist die Post eigentlich gelb? Gelb wie die Sonne – fröhlich, wärmespendend, hell und auffällig. So auffällig wie heute das penetrante Klingelgeräusch, wenn eine Email ins Postfach hereingeschwebt kommt, so war und ist die Schneckenpost eben auffällig gelb. Sie hat damit eine Art Vorrangstatus, neben den Krankenwagen mit dem blauen Martinshorn, der roten Feuerwehr und den orangen Müllautos. Die Post sollte schon immer schnell durchkommen. Tut sie das tatsächlich? Bestimmt nicht die Schneckenpost....

„I fahr – i fahr – i fahr mit der Post. Fahr mit der Schneckenpost, die mich kein Heller kost...“ Dieses alte Kinderlied kommt mir in den Sinn, wenn ich an die Post denke. Die herkömmliche Post ist für mich die Schneckenpost - im Gegensatz zur schnellen digitalen Post. Und wenn ich an Schneckenpost denke, muss ich an die Weinbergschnecken in unserem Garten denken. Mit denen haben unsere Kinder ein Projekt durchgeführt, als sie im Grundschulalter waren und gerade Schreiben gelernt hatten: Sie wollten herausfinden, in welchem Radius Schnecken unterwegs sind. Dazu wurden ALLE Schnecken, die sie fanden, mit einem grünen Edding-Stift beschriftet. Jede Schnecke auf den Wiesen unseres großen Grundstücks bekam einen eigenen Namen. Sie hießen Lotte und Sophie und Max und Otto. Und das Experiment ergab zwei interessante Erkenntnisse: 1. Weinbergschnecken sind standorttreu, sie kriechen jahrelang über dieselbe steile Wiese und denselben langweiligen Hof, ohne abzuhausen wie die Schafe, obwohl sie locker durch die Zäune kriechen könnten. Und sie werden 2. ganz schön alt: Wir fanden nämlich sogar zwei, zum Teil auch drei Jahre später immer wieder dieselben, grün beschrifteten Schnecken in den selben Beeten, auf der immer gleichen Wiese am Hang hintern Haus. Und was ist das Fazit, um zum Thema zurück zu kommen?

Die Schnecke ist als Transportmittel überregionaler Post nicht wirklich geeignet.

Aber sie scheint ein langmütiges, soziales und (standort-)treues Wesen zu sein. Das ist auch eine Erkenntnis.

Briefe als Verbindung zur Heimat und Briefmarken als Klebemittel für Nachrichten – oder: Das schwarze Monster

Mindestens ein Jahr lang in meinem Leben hat mich allein das Briefeschreiben über Wasser gehalten. Ich habe ein halbes soziales Jahr als Familienhilfe auf dem platten Pinneberger Land in Schleswig-Holstein verbracht. Die Mutter dort war früh an Krebs gestorben und hatte vier Kinder und einen einsamen Pastor hinterlassen. Auf dem platten Land. Sozusagen fernab von jeder Zivilisation. Auf jeden Fall fernab von Geselligkeit in meinem Alter. Ich war 19 und wollte die Familie unterstützen. Das Leben nach dem Abitur fing an – es ging in die große weite Welt, aber für mich auf eine ungewohnte Weise. Ich war dort in Brande-Hörnerkirchen, einem Dorf mit 1.600 Einwohnern, einfach „jwd“, ganz weit draußen, abgeschnitten von Bus und Bahn, von Kino, Theater und Musik und vor allem: von anderen interessanten jungen Leuten. Keine Zerstreung weit und breit. Und weit und breit war das platte Land dort in der Tat. Zum Glück gab es die Post, die mich mit der Heimat verband. Eine

Brücke zurück nach Kiel, eine Brücke zu den Freunden und zur Familie. Jedenfalls ein dünner Steg.

Die alte Holztür des Pastorats, in dem ich untergebracht war, hatte einen altmodischen Briefschlitz. „Klack“ machte es täglich im Laufe des Vormittags, wenn der Postbote aus seinem alten Golf II ausgestiegen war und uns seinen segensreichen Poststapel in die Diele kippte. Und „klack“ machten bei mir die Hormone vor Freude, wenn ich dieses Geräusch hörte: Neuigkeiten von meiner Freundin Wiebke, von Sigrun, von meiner Mutter. So hatte ich gleich wieder einen Anlass, ihnen einen Brief zurückzuschreiben. Das war ein schöner Zeitvertreib, zumal er mir dabei half, meine skurrilen Erlebnisse im Pastorat gleich richtig zu verarbeiten.

So vertrieb ich mir manchen Abend mit Briefeschreiben. In meinem möblierten Zimmer auf dem Schreibtisch bewahrte ich offen mein Briefpapier, die Stifte und meine Briefmarken auf. Die Monate vergingen, es kam Weihnachten. Von meiner Freundin Sigrun hatte ich einen neuen, knallroten Zahnbecher aus sehr haltbarem Hartplastik geschenkt bekommen mit einem länglichen Stück Papier, das an den Becher geklebt war und die Aufschrift trug: „Das schwarze Monster gefiel mir noch NIE, NIE, NIE!“ Damit meinte sie meinen Vorgängerzahnbecher, ein schwarzes, hässliches Exemplar aus weichem, schlabbrigen Gummplastik. Ich hatte mich sehr gefreut über den Becher, der per Päckchen gekommen war, und hatte ihn nach Weihnachten bereits in Benutzung im Pastorat. Das jüngste Kind in der Familie, Dorothea, war sehr speziell. Ein ganz niedliches Mädchen, vier Jahre alt, sehr phantasievoll und immer voller verrückter Ideen. Manchmal versteckte sie plötzlich ihre Anzihsachen ganz woanders, oder sie weigerte sich, bestimmte Dinge zu tun, oder, oder, oder... Irgendwas war immer, man wusste nie, was nun wieder kommen würde. Und was kam als nächstes? Sie verzierte die Arbeitszimmertür ihres Vaters.

Der Pastor war ein interessanter, aber kein einfacher Mensch. Er hatte bestimmte Prinzipien, zum Beispiel bei der Erziehung der Kinder, aber auch bei der Gestaltung des Alltags, die eingehalten werden mussten; er war auf der anderen Seite sehr humorvoll und auch in gewisser Weise revolutionär, in vieler Hinsicht anders als die meisten Menschen und sehr eigen. Manchmal streng und dann wieder sehr vertraulich. Dieser Pastor kam nun eines Tages auf mich zu und sagte: „Wenn du meinen Talar nicht leiden magst, kannst du mir das ja sagen, aber diese Art und Weise, mir das einfach anzukleben, finde ich nicht schön. Und wo hast du die Briefmarken her? Das ist doch nicht richtig, die da so festzukleben...“

Ich brauchte ewig, um zu verstehen, was er meinte und was passiert war, und wenn ich mich richtig erinnere, hat er mir auch nicht richtig geglaubt bei der Aufklärung der Geschichte bzw. wenn, dann hat es lange gedauert.

Was war passiert? Dorothea hatte wohl in meinem Zimmer meine Schreibutensilien entdeckt. Dort lagen also die Reste des geöffneten Päckchens, der Brief von Sigrun und alle kleinen Bestandteile des Geschenks. Und dort lag wie gesagt auch mein Briefpapier und alles, was ich zum Briefschreiben brauchte, unter anderem auch meine Briefmarken. Und da hat sich Dorothea anscheinend bedient, denn: Unten, an der für sie und mich immer verschlossenen Arbeitszimmertür von „Vati“ hing mein Banner mit der Aufschrift: „Das schwarze Monster gefiel mir noch NIE, NIE, NIE!“ Fixiert war die Aufschrift mit drei meiner

selbstklebenden 80Pf-Briefmarken. Sie hatte mich also immer gut beobachtet, wusste, dass man die Marken anlecken muss und dass sie dann kleben. Tja, in ihrer Langeweile hatte sie da ein neues Werk geschaffen, und ihr Vater dachte, ich würde quasi auf „anonyme Weise“ seinen Talar kritisieren – das schwarze Monster! Er war richtig sauer, und es war schwer für mich, glaubhaft zu machen, dass der Satz sich auf meinen Zahnbecher bezog.

Tja, man versteht, was man hören will! Wahrscheinlich empfand er selber seinen Talar oftmals als „schwarzes Monster“, das schwer und klobig an ihm herunterhing, wer weiß.

Warum Briefeschreiben? (M)ein Essay aus dem Jahr 1990

Noch schlimmer wurde meine Sucht, Briefe zu schreiben und zu erhalten, in England. Dort war ich 1991 für einige Monate als Aupair-Mädchen, jetzt auch noch im Ausland, noch weiter abgeschnitten von allen guten Freunden – und dort habe ich noch mehr Briefe geschrieben als im Sozialen Jahr in Deutschland. Ich war richtig abhängig vom Briefeschreiben. Und in meinem Rausch führte ich sogar eine Strichliste über den Erhalt und das Versenden von Briefen: Ich schrieb und verschickte in 120 Tagen 135 Briefe und ich erhielt 108 Briefe (an mir ist vielleicht doch eine Buchhalterin verloren gegangen – diese Zahlen habe ich jetzt erst wieder in meinem Tagebuch entdeckt, als ich den Essay suchte, der gleich folgt...). Für Interessierte könnte ich haarklein auflisten, wer mir wieviel Briefe schickte und an wen ich selber wie viele schrieb. Nur so viel sei erwähnt: Die meisten Briefe habe ich an meine Freundin Wiebi geschrieben, die ich schon seit dem Kindergarten kenne, und die ich im Gymnasium in der Quarta dann wiedergetroffen hatte, nachdem wir uns einige Jahre nicht gesehen hatten. Und, ganz komplementär: Von den Briefen, die ich in England erhalten habe, waren die meisten auch von ihr. Mit meiner Freundin Ulrike, die ich im Pastorat Hörnerkirchen kennenlernte, schreibe ich mir bis heute und habe bereits mehrere Ordner voll mit ihren Briefen. Gerade in der Studienzeit waren die überlebenswichtig.

Die englische Familie – zwei Beschäftigte aus der Versicherungsbranche mit langweiligen Kindern - staunte immer nur, wie viele Briefe plötzlich in ihr Haus flatterten.

Wie gut mir dieses ganze Briefeschreiben tat, merkte ich bald – und schrieb einen Essay darüber, den ich in meinem Englandtagebuch verewigte:

Juni 1991 (ich im zarten Alter von 20 Jahren)

Warum schreibt man sich Briefe?

Briefe zu verschicken, ist teuer. Die Portogebühren steigen ca. alle zwei Jahre rapide an.

Briefe schreiben nimmt Zeit in Anspruch. Und ZEIT IST GELD!

Briefeschreiben erfordert geistige Anstrengung und zieht nicht selten einen Schreibkrampf nach sich.

Briefeschreiben kann wie eine schwere Last auf dem Gewissen liegen: „Oh nein, ich muss den Brief noch beantworten!“

Briefeschreiben bedeutet, bei Wind und Wetter zum Briefkasten zu rasen, sich mit geschlossenen Postämtern herumzuzürgern und lange Versandzeiten in Kauf zu nehmen.

Briefe erhalten heißt, in fünf Minuten alle Infos zu verschlingen, die der Schreiber in stundenlanger, mühevoller Kleinarbeit aufgeschrieben hat, um ihn dann entweder für immer beiseitezulegen oder gar wegzuschmeißen.

So warum Briefeschreiben?

Briefeschreiben dient nicht nur demjenigen, für den der Brief bestimmt ist. Er nützt vielmehr demjenigen, der den Brief verfasst, nämlich a), indem dieser sich noch einmal mit sich selbst befasst, während er seine Erlebnisse niederschreibt, und b), indem er sich in seinem Brief auf den Adressaten konzentriert, im Moment des Schreibens bei ihm ist, sich ihm widmet.

Briefeschreiben bereitet zudem geistige Erfüllung: Jeder verschlossene Brief, der in den Briefkasten geworfen wird, ist ein abgeschlossenes Werk, eine eigene Kreation, auf die der Schreiber stolz sein kann. Jeder Brief ist als Freude für seinen Empfänger gedacht, jeder geschriebene Brief ist eine nette Geste des Schreibers - jedenfalls meistens.

Jeder geschriebene Brief ist ein Beitrag zur Kommunikation zwischen den Menschen.

Und das Beste ist: Jeder erhaltene Brief bringt Freude! Er kann die Stimmung eines ganzen Tages beeinflussen, ebenso, wie ein nicht-erhaltener, aber so sehr herbeigewünschter es kann.

Man merkt: Der Briefschreiber hat an mich gedacht; man ist neugierig: was schreibt er dieses Mal?

Man wundert sich: Oh, gerade *die* hat mir geschrieben - was mag der Grund sein?

Man ist überrascht: Oh, schon wieder ein Brief von jenem, damit hätte ich ja nicht gerechnet!

Man erfreut sich am Outfit: Ah, eine interessante Idee, den Absender zu gestalten! Oder: Eine besonders extravagante Schrift! Ein niedliches Briefpapier!

So sind die Sekunden, in denen man die tägliche Post visiert, am schönsten. Die Augenblicke vor dem Öffnen der Briefe machen alle Zeit, Energie und Geld wieder wett, die ein Briefeschreiber in sie hineingesteckt hat.

Diese Sekunden sind es, die einen Brief noch wertvoller machen als jedes Porto, das ein Brief kostet.

Fazit: Nutze den Tag und schreibe einen Brief!

Denn merke: Ein Brief ist eine bleibende Erinnerung, die nicht vergeht.

Ja, diese Weisheiten musste ich damals also gleich aufschreiben. Ich hatte ja sonst so wenig zu schreiben...☺

Kleine Briefchen und Zettelbotschaften

In meiner Kindheit wohnten wir in einem Reihenhaus in einem Vorort von Kiel, im Großen Kamp. Aus meinem Fenster guckte ich in die Hintergärten der Häuser und sah über Eck auch die Reihenhäuser der nächsten Straße von hinten, die Häuser des Kreuzkamps. Dort wohnte Familie Hamann, mit der Tochter Imke, die ein knappes Jahr jünger war als ich. Als wir ins Teenageralter kamen, saßen wir beide im Sommer oft an unseren geöffneten Kinderzimmerfenstern im 1. Stock Richtung Sonnenuntergang und winkten uns zu. Verständigung per Brüllen war schwierig, die Entfernung per Luftlinie war vielleicht 150 m. Irgendwann fingen wir an, uns kleine Zettel zu schreiben und sie uns jeweils gegenseitig in die Briefkästen zu werfen. Das hieß dann: runter von der Fensterbank, runter zur Haustür, Schuhe an, Jacke an, überlaufen.... Dieses Briefschreiben und verteilen beschäftigte uns ganze Wochenenden. Inhaltlich stand da nicht viel drin, aber wieder entstand dieses tolle Gefühl, wenn ein Zettel im Briefkasten lag: Da hat jemand an dich gedacht!

Nett sind eigentlich auch die kleinen Briefchen, die man sich in der Familie manchmal schreibt, die kleine Alltagshinweise enthalten wie beispielsweise: „Auflauf steht im Ofen. Guten Appetit!“ (gemaltes Herzchen daneben). Sie werden allerdings zunehmend abgelöst durch WhatsApp- oder Signal-Nachrichten: „Bitte überweisen: 3x Mittagsgeld 9,00 €, Deutschbuch 12,00 €. Summe 21,00 €“. Jaja, Kind, mach ich doch.... Schön auch die kurzen WhatsApp-Nachrichten von unserer Tochter, in denen dann manchmal steht: „Hab dich lieb“ (großes pumpendes Herz dahinter). Das hat sie mir mündlich noch nie gesagt! Ein definitiver Vorteil der neuen Medien.

Verlustgeschichten bei der Deutschen Post

Was immer wieder vorkommt, sind Verluste von Briefen, Büchersendungen und Päckchen. Je mehr man schreibt und verschickt, desto mehr kommt auch NICHT bei der sogenannten Bestimmungsadresse an. Was wir schon alles erlebt haben: Das Weihnachtspäckchen an die Schwester nach Holland, am 16.12.2020 abgeschickt (sehr wichtig, denn wegen Corona war kein persönliches Treffen möglich), ABER: erst Ende Februar in Den Dolder angekommen!

Die Lindt-schokoladigen Weihnachtsmänner schmeckten aber wohl auch noch zum Frühlingsanfang.

Oder bei unserem Booklooker-Versand: Manches Buch kommt nicht oder zu spät an, und wir müssen dann telefonisch erklären, dass eine BüWa – die Bücher-/Waren-Sendung - zwar laut Angaben der Post in 3 bis 5 Tagen angekommen sein soll, faktisch aber oft 8 bis 10 Tage braucht. Manchmal sind das interessante Menschen, die man auf diese Weise kennenlernt.

Eine Herausforderung der besonderen Art war bei Booklooker für mich eine Bücher-Dreier-Vertauschung, wo ich gleichzeitig drei Bücher einzeln verpackte, aber anscheinend die Adressen verwechselte. Nun bekamen also drei Empfänger jeweils ein Buch, das sie gar nicht bestellt hatten. Irgendwie habe ich es hinbekommen, dass jeder sein Buch dann doch an den richtigen Empfänger weitergesendet hat... Da machste was mit...

Swantje Oktober 2021